

WU 8 AU 7659 (7)

Indogermanisches Bekenntnis

REDE

gehalten am 5. Juli 1941

zur feierlichen Übernahme des Rektorates
der Ludwig-Maximilians-Universität München

von

Walther Wüst

o. Professor

für Arische Kultur und Sprachwissenschaft

Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn, München



Indogermanisches Bekenntnis

REDE

gehalten am 5. Juli 1941

zur feierlichen Übernahme des Rektorates
der Ludwig-Maximilians-Universität München

von

Walther Wüst

o. Professor

für Arische Kultur und Sprachwissenschaft

Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn, München

Veröffentlichung der Gesellschaft von Freunden und Förderern
der Universität München (Münchener Universitätsgesellschaft) e. V.
für ihre Mitglieder

Nr. 7



Alle Rechte vorbehalten

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München / Printed in Germany

In diesen Tagen und Monden, da die geniale, unerschütterte sichere Hand des Führers und Feldherrn den bislang gewaltigsten Anspruch deutscher Größe verfiicht, in diesen Tagen und Monden, da deutsches Schicksal wahrhaft zu dem Europas wird, ist über der Zeit, weithin ein Sinnbild sichtbar: auf der athenischen Akropolis hat deutscher Heerbann sein Feld- und Siegeszeichen aufgepflanzt, das Hakenkreuz des zwanzigsten Jahrhunderts, dasselbe Hakenkreuz, das zu Füßen der Burg den Vasen des Griechischen Nationalmuseums als Sigel nordisch-indogermanischer Sendung unzählige Male aufgeprägt ist. Ein einzigartig geschichtlicher Vorgang von eherner Kraft tut sich hier unserer Gegenwart kund. Aber indem wir diese Kraft und ihren Sinn ermessen, stoßen wir sogleich ringsum auf Ähnliches. Auf Klenzes Bauten in der hellenischen Hauptstadt selbst, auf Veit Stoß in Krakau, auf August den Starken und seine deutschen Baumeister in Warschau, auf Kopernikus, den polnischer Größenwahn ebensowenig umzufalschen vermochte, wie er vermochte bei den seit Jahrhunderten gültigen deutschen Rechtssatzungen ehemals polnischer Städte.¹⁾ Die deutsche Wehrmacht hat diesen Wahnsinn mit dem Schwert zerhauen. Die deutsche Wehrmacht sichert im Verlauf ihres Norwegen-Feldzuges die giebelreiche Stadt Bergen, wo um 1530 eines der vier hansischen Hauptkontore errichtet wurde und Bremen Vorort war. Die deutsche Wehrmacht nimmt Holland in ihre Obhut, Holland, durch Jahrhunderte kostbares Glied des Reiches und in seinen wichtigsten Gebieten 1512 von Kaiser Maximilian zum sogenannten Burgundischen Kreis zusammengefaßt. Die deutsche Wehrmacht durchstürmt Belgien, dessen Küste von Sachsen und Friesen besiedelt wurde, das, nach der fränkischen Landnahme im unteren Maastal zumal, dem karolingischen Mittelreich Lotharingien zugehörte und im dreizehnten Jahrhundert gleichfalls der Hanse flandrische Privilegien gewährte. Die deutsche Wehrmacht überwältigt Frankreich, das in seinem Namen wie in Tausenden anderer

Bezüge die Erinnerung an die Herrschaft der Franken, daneben aber auch der Burgunden und Westgoten festhält. Kurfürst Max Emanuel von Bayern, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, Prinz Eugen von Savoyen knüpfen ihre in Lied und Sage verherrlichten Gestalten an die serbischen Städte Belgrad und Nisch und bestätigen so gotische Wanderung wie fränkische Hoheit oder gar indogermanischen Durchzug nach Griechenland, an den heute noch etwa die kroatische Ausgrabungsstätte Vučedol fundreich gemahnt. Der venezianische Feldherr Morosini erobert mit deutschen Soldtruppen 1685—87 Morea und im Herbst 1687 auch Athen, während Nordafrika durch die Wandalen und der Nahe Osten durch die Leistungen des deutschen Feldmarschalls von der Goltz und des damalig bayerischen Majors von Niedermayer unserem Geschichtsbewußtsein immer wieder nahegerückt werden. Längst verschollene Namen gewinnen erneuten Klang, alte Kulturen steigen wieder auf. Aber der Vormarsch unserer Truppen gilt weder in erster noch in zweiter Linie solchen sozusagen anti-quarischen Bemühungen. Dies anzunehmen, wäre töricht und weltfremd. Deutsches Soldatentum legt vielmehr mit diesen unvergleichlichen Heeresbewegungen, die in kaum zwei Jahren, vom Herbst 1939 bis heute, all das monumental zusammenfassen, was Deutsche und Germanen einst gewollt haben, ein Bekenntnis ab. Und dieses Bekenntnis ist — stolz dürfen wir das auch hier und gerade hier aussprechen — indogermanisch, das heißt kein Bekenntnis der Verzückung oder der Zerknirschung, wie es so vielerlei Bekenntnisse gibt, sondern immer und überall ein Bekenntnis der Tat und durch die Tat wiederum zur Tat. Daß dieses Bekenntnis aber indogermanisch ist, das verleiht ihm nicht nur glaubensstarke Weihe, sondern vor allem unverbrüchliche Wirklichkeit. Hinter diesem „Tag des Deutschen“ werden als einer „Ernte der ganzen Zeit“²⁾ und ewigen Wiederkehr des Gleichen Gesetze deutlich, welche unsere eigene, klar vor Augen liegende Geschichte genau so durchwalten wie die aller Indogermanen. In Ihnen, meine Damen und Herren, im Rahmen dieser akademischen Feier, eine Vorstellung zu erwecken von diesen Gesetzen, habe ich mir als Aufgabe gestellt. Kampf und Kultur, Ausgriff und Ordnung, Schicksal und Schau, Rastlosigkeit und Reich: so

heißen diese acht, zu vier Paaren verbundenen, sich gegenseitig durchdringenden und unlöslich miteinander verketteten Daseinsmächte, die in Formeln und Worten, in Mythen und Bildern, in Sachbefunden und geschichtlichen Begebnissen zutage treten, als Ausdruck von Tiefenschichten, die in unvorstellbarer Mächtigkeit, seit altersgrauen Zeiten gemeinsam unter allem lagern, was indogermanisch heißt. Selbstverständlich will und kann ich meine Beweise nicht bis in alle Einzelheiten vorführen — dafür würde mir bei einem so weitgespannten Gegenstand die Zeit fehlen —, mein Bestreben ist vielmehr, durch möglichst farbige Beispiele bei den wichtigsten Indogermanen, den Indoariern, Iraniern, Griechen, Römern, Slawen und Germanen, durch Beispiele aus allen indogermanischen Zeiträumen und nicht zuletzt durch Gegenbeispiele Ihnen immer wieder den Blick frei zu machen auf einen kostbaren und gemeinsamen Besitz, viele Erscheinungen zu ordnen, ihren Sinn zu erkennen, kurzum, wenn nicht eine Art indogermanischer Wesensschau zu treiben, so doch eine Geschichte des indogermanischen Geistes in ihren Grundzügen zu entwerfen. Und dies, wissenschaftsgeschichtlich gesehen, in einer Zeit, wo besessene, bestenfalls beflissene Außenseiter oder einseitig befangene Fachleute Dinge in die Erörterung der Forscher mit engstirniger Gewalt hereinzerrern wollen, die, wie etwa die Philosophie des spätgriechischen Hellenismus in ihrer bekannten Verjudung oder Verchristlichung, mit echtem Indogermanentum nur noch sehr wenig oder gar nichts zu schaffen haben. Gegen solch anmaßendes Tun erweist sich der Bund der vorbezeichneten acht Wesenskräfte als „undurchdringlicher Bannkreis des Geistes“, der durch seine „stündliche Mahnung an unsere innerste Herkunft“³⁾ tiefsten Lebenssinn und breitesten Gestaltungswillen heraufbeschwört, eben gemäß dem Tatbekenntnis unserer Wehrmacht oder gemäß den Sätzen Alfred Rosenbergs, die er kürzlich niederschrieb⁴⁾: „..... diese Mission im Sinne der heutigen Lebens- und Staatsanschauung ist es, die auch als ordnende Macht über die unmittelbaren Grenzen des Staates hinaus für alle fühlbar wird. So ist die Erinnerung zugleich Träger der Gegenwart, die Taten unserer Zeit aber verpflichten uns zu größter Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dem Wirken der großen Vergangenheit.“

Das Wirken dieser großen deutsch-germanischen Vergangenheit aber, ja darüber hinaus das Bild der gesamten indogermanischen Geschichte ist schlechthin auf Kampf gestellt. Kampf im Osten, Kampf im Westen, Kampf in Nord und Süd, Kampf im zweiten Jahrtausend vor dem Zeitwechsel wie nicht anders im zweiten Jahrtausend unserer Zeit, Kampf zwischen Einzelnen, Kampf zwischen Geschlechtern, Kampf zwischen ganzen Völkern und Rassen. Wieviel große Szenen, wieviel grausige! Und doch werden diese dauernden Kämpfe erst voll deutbar, wenn wir sie als die nicht wegdenkbaren Begleiter dauernd neuer Gestaltung verstehen, wenn wir als Urquell so vieler Ströme von Blut eine echte Kampfgesinnung und den Willen zu heldischer Bewährung erkennen, wenn wir diese Kämpfe als Ausfluß gesunder Spannung nehmen und dann zu den Denkmälern aufblicken können, die sich indogermanischer Opfermut unvergänglich errichtet hat. Ich erinnere an M. Atilius Regulus, der sich lieber in Karthago zu Tode martern läßt, als Rom den Rat zu geben, das Friedensangebot der Karthager anzunehmen. So geschehen im Jahre 255 v. Zw., wenn anders wir den Quellen trauen dürfen. Aber am 24. Januar 1915, in der Schlacht an der Doggerbank, läuft der deutsche Maschinistenmaat Heidkamp über die berstenden Stahlplatten des Schlachtkreuzers „Seydlitz“ und öffnet mit ungeschützten Fäusten die glühenden Flutungsventile, um Kameraden und Schiff so vor dem sicheren Tode durch die ihnen drohende Sprengung der Munitionskammern des Panzerturms „C“ zu retten.⁵⁾ Dies alles entfaltet sich in den Jahrtausenden, von der Zehnkönigsschlacht im ältesten indoarischen Text, dem Rgveda, bis hin zu den Taten unserer Ritterkreuzträger im heutigen Kriege. Der Mythos weiß es nicht anders, da er ja dem gleichen Leben entwächst. Deva's und Asura's kämpfen bei den Indoariern, bei den Griechen Götter und Giganten, Asen und Riesen bei den Germanen, und der vedische Indra ist ein goldblonder Recke, der seine Feinde zu Paaren treibt⁶⁾ wie etwa der Wikinger Ragnar Lodbrok, der Zerstörer von Paris im Jahre 845.⁷⁾ Platon läßt in seinem Phaidon den Drachenkampf gegen einen seelenlosen Materialismus kämpfen, den gleichen Kampf, den, nur auf anderer, mythischer Ebene, der indogermanische Sonnenheld Trita Āptya etwa fünfzehnhundert Jahre früher

selbst austrägt. Die älteste Dichtung Europas, die dem frühen 1. Jahrtausend angehörende Ilias Homers, ist Kampfdichtung, Kampfdichtung ist der Grundstock des indogermanischen Epos überhaupt, vom IX. Abschnitt des altiranischen Mihir-Yäšt bis zu den „Sachsenkaisern“ Paul Ernsts. Πόλεμος πατήρ πάντων! Diese altgriechische Weisheit lebt in den Waffennamen germanischer Stämme (wie z. B. der Sachsen) oder in dem Freundesverhältnis indogermanischer Helden zu ihrer Waffe — „Balmung“ heißt das Schwert Siegfrieds, „Dicke Berta“ der 42 cm-Mörser des Weltkriegs — genau so auf wie in den vedischen Versen auf Streitwagen und Trommel oder in dem von Schliemann gefundenen, einem mykenischen Schachtgrab angehörenden Silbertrichter, auf welchem die Belagerung einer in ihrer Befestigung Troja II entsprechenden Küstenstadt durch mykenische Heerscharen dargestellt wird. Das erste geschichtliche Bildwerk auch der europäischen Kunst ist also ein Kampfbild.⁸⁾ Gleiche Begabung und gleiche Gesinnung sprechen aus Xenophons Anabasis, aus Caesars Bellum Gallicum, aus Moltkes Generalstabswerken, aus den verschiedenen römischen Heeresverfassungen wie aus dem Aufbau der nationalsozialistischen Wehrmacht, aus der unausrottbaren Vorliebe für Zweikampf — man denke an Hildebrand und Hadubrand, an ihre keltisch-iranischen Gesippen — und Wettkampf. Olympia, das übrigens auch einer Zeitrechnung zum Leben verhalf, strahlt als Sinnzeichen über den hethitischen und vedischen Wagenkämpfen wie über unserer eigenen Zeit.

Böse, welsche Zungen haben immer wieder diesen Kampf und seinen eben geschilderten Gesamtbereich als eine Art satanischen Mystizismus angeprangert und verketzert, als ob in dieser Erscheinung indogermanischen Lebens nur Machtrausch und Blutsäufertum der „blonden Bestie“ ihren tolleren Reigen tanzten. So boshaft diese Lästerrede ist, so verkehrt ist sie auch. Denn vor allem anderen sind Kampf und Krieg des Indogermanentums sittlicher Kampf und adelsbäuerlicher Krieg, Kampf und Krieg für Recht und Freiheit. Nirgends vielleicht schafft sich diese strenge Gesetzlichkeit ergreifenderen Ausdruck als bei dem altiranischen Großkönig Darius I. Gegen Lüge und Lügenkönige streite er, so verkünden seine die Jahrtausende überdauernden Felsinschriften,

und in ein und demselben Satz bittet der König die Gottheit um Schutz vor Lüge, Feindesheer und Mißwachs. Das ist die Art, aus der heraus etwa Odysseus dem frechen Eurymachos einen Wettkampf mit Sense und Pflug zur Frühsommerszeit anträgt, aus der heraus Romulus für die alteingesessenen Römer nur zwei Beschäftigungen gestattet, nämlich Ackerbau und Kriegsdienst. Das ist das Holz, aus dem die großen römischen Feldherrn, die aus dem Bauernstande stammen, geschnitzt sind, aus dem ein Cato gemacht ist, ein Mussolini, der sich nicht scheut, beim Mähen und Dreschen persönlich Vorarbeiter zu sein, das ist der Zusammenhang, aus dem in den Jahren des Friedens der deutsche Wehrbauer an den Marken des Reiches erstehen wird. — Nur aus urtümlichem Erlebnis kann solcher Vollzug kommen. Wir fassen dieses bäuerliche Grunderlebnis im Furchengang hinter dem Pfluge, der die weltgeschichtlich bedeutsame Wortsippe „arisch“ und „Arier“ gezeugt hat und der auf großartig geheimnisvolle Weise weiterlebt in den Worten des Aischylos⁹⁾: „Ὅ γὰρ δοκεῖν ἄριστος ἀλλ' εἶναι θέλει / βαθεῖαν ἄλοκα διὰ φρενὸς καρπούμενος / ἐξ ἧς τὰ κεδνὰ βλαστάνει βουλευµατα“, zu deutsch: „Denn nicht scheinen ein Bester, er will es sein, aus tiefer Ackerfurche seiner Brust die Früchte erntend, woraus ihm reichlich sprosset sorgsamer Rat.“ Ähnliches verkündet Xenophon, wenn auch mit hausbackener Weisheit, oder Vergil in seinen „Georgica“, Ähnliches Homer an einer berühmten Stelle der Ilias, wo das bäuerliche Leben auf dem von Hephäst für Achill verfertigten Schilde vom Acker bis zum Wingert und Weideplatz gepriesen wird. Dieses griechische Bauerntum steht noch weit weg von der spätantiken, verniedlichenden und verniedlichten Hirten- und Dorfidylle. Es ist kraftvoll, manchmal derb und grob, aber immer in sich ruhend und schön, wie echtes indogermanisches Bauerntum überhaupt, das sich vielfältigen Ausdruck schafft, in der Allmende-Verfassung des lykurgischen Sparta, in der Lex agraria des Spurius Cassius (486 v. Zw.), in der sprachgeschichtlich lehrreichen Wortsippe des lateinischen Zeitworts *fovēre*,¹⁰⁾ im rgvedischen Ackersegen. Rund vier Fünftel der heutigen indischen Gesamtbevölkerung, das sind etwa 280 bis 300 Millionen Menschen, leben in Dörfern, von deren Tun und Treiben, wiederum auf der iranischen Seite, der altiranische

Text des Vidēvdāt eindrucksvoll erzählt.¹¹⁾ „Was ist der Kern der mazdayasnischen Religion? Da sagte Ahura Mazdāh: ‚Wenn man tüchtig Getreide baut, o Spitama Zaraθuštra‘.“ Diese Gesinnung hat die griechische Antike bei Kyros dem J. beachtenswert gefunden, während wir Heutigen Gelegenheit haben, den iranischen Bergbauern mit dem vorarlbergischen zu vergleichen¹²⁾ oder eine große Entwicklungslinie vom nationalsozialistischen Erbhofgesetz zur altrussischen Mir-Verfassung und zur indoarischen Panchāyat-Ordnung zu ziehen. Ersparen darf ich es mir, Einzelzeugnisse für germanisch-deutsches Bauerntum anzuführen.¹³⁾ Aus den vorge-schichtlichen Pflugfunden in Siedlungsgebieten unserer ältesten Vorfahren bis hin zu den nordgermanischen Quellenaussagen ist ein so reiches und klares Bild leicht zu entwerfen, daß wir das Wort Adolf Hitlers als dessen Krönung empfinden: „Vergeßt nie, daß das heiligste Recht auf dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man bebauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt.“¹⁴⁾ Kampf und Kultur — und Kultur bedeutet ja ursprünglich „Anbau“ — klingen uns auch hier entgegen, als zwillingshafter Ausdruck einer tieferen Einheit und Gemeinschaft, die von Kreta bis Mittenwald ihre dörflichen Feste feiert, der herrliche Lieder an die mütterliche Erde entquollen sind — das altindoarische, altiranische (Yāšt XIII 9/10), altgriechische und altenglische Schrifttum verwahrt sie noch heute — und die von griechischen Künstlern voll Treue auf attischen Kleinmeisterschalen und sonst festgehalten ist. Das Sinnbild, das aus dieser schaffenden Gemeinschaft herauswächst, ist der Baum. Er breitet als Weltbaum seine Wurzeln im R̥gveda, er bietet den Upanisaden sich dar als Bild und Gleichnis unerhörter Schaukraft, er steht als eddische Yggdrasil, die selbstverständlich nichts mit dem alttestamentlichen Paradiesbaum zu tun hat, wofern dieser nicht überhaupt auch aus indogermanischem Erbe herübergeholt ist, und er wird in altgermanischem Brauchtum gepflanzt und in die Erde gesenkt, wenn ein Kind geboren ward, ein neues Reis an altem Stamm. Aus diesem klangeschlossenen Kultur-Bereich wächst ebenso sehr aber auch die bei Indoariern, Germanen¹⁵⁾ und Spartanern bezugte Kindsaussetzung notwendig hervor. Echt indogermanisches Bauerntum will das Kranke, Un-

tüchtige, Lebensfeindliche ausmerzen, mit dem gleichen Recht, mit dem es sich immer und überall zum Zucht- und Auslesegedanken bekennt, sei es im großköniglichen Abstammungsprotokoll der Achämeniden, sei es im Kinderreichtum, sei es in der Ahnenerverehrung, sei es im Sippengedanken schlechthin. Dergestalt fügt sich vor unseren Augen ein Lebenskreis zusammen, der um seiner natürlichen Art willen stets bewahrsam bleibt und zu seinem eigenen Schutze bleiben muß, wie der Baum auf gutem, sicherem Grund, und der doch eben deswegen wesensgesetzlich seine Blütengefäße weit hinaussendet zur Entfaltung neuen Lebens und frischer Frucht der gleichen Art, als „Saatkorn einer neuen Welt“ (Uhland). In der indogermanischen Geschichte heißt solch ein Vorgang *Ver sacrum*. Dionys von Halikarnaß berichtet von ihm, Uhland widmet ihm eine Ballade, und Goethe fordert ihn an einer einprägsamen Stelle in *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (III 9): „Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall, wo sich nutzbarer Boden hervortut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt und verschönt und in gleichem Verhältnis gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und verteidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Wert des Grundbesitzes und sind genötigt, ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne Und doch darf man sagen: wenn das, was der Mensch besitzt, von großem Wert ist, so muß man demjenigen, was er tut und leistet, noch einen größern zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Überschaun den Grundbesitz als einen kleineren Teil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird Hiernach uns umzusehen, werden wir Jüngeren besonders genötigt; denn hätten wir auch die Lust, zu bleiben und zu verharren, von unsern Vätern geerbt, so finden wir uns doch tausendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umsicht keineswegs zu verschließen. Eilen wir deshalb schnell ans Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick, welch unermeßliche Räume der Tätigkeit offen stehen, und bekennen wir schon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.“ Also Pflug

und Segel! Wie ein Geisterbild tauchen die ersten Szenen aus dem V. Akt in Faust, der Tragödie II. Teil, auf, und an Kampf und Kultur reiht sich, so wie *cultura an colonus*, indogermanischer Ausgriff.

Andere Kräfte, in erster Linie solche wirtschaftlicher Art wie Hungersnot, Landnot, Übervölkerung, in zweiter Linie politische wie Freiheitsliebe, die sich vor neuaufgerichteter königlicher Macht nicht beugen will — hieher gehört z. B. die Besiedelung Islands im ausgehenden neunten Jahrhundert unserer Zeit —, und schließlich vielleicht auch rassistische Ursachen wie die Aufgliederung in fälische und eigentlich nordische Bestandteile, all dies führt im Verein mit dem vorhin aus dem Lebenskreis echten Bauerntums abgeleiteten *Ver=sacrum*=Gedanken dazu, daß der nunmehr zu schildernde Ausgriff des Indogermanentums mit zum Großartigsten zu zählen ist, was die Weltgeschichte bisher gesehen hat. Wir wissen leider nichts und werden vermutlich nie etwas davon wissen, wie sich die ersten Eroberungszüge der Nordischen Rasse, etwa zwischen 10000 und 4000 v. Zw., abgespielt haben. Sicher dagegen ist, daß der Ausgriff des Indogermanentums als eines einwandfrei bezeugten Absenkers dieser Nordischen Rasse in drei gewaltigen Stößen verläuft — gleichgültig, ob diese Stöße aus der Urheimat Mitteldeutschland oder aus der Urheimat Skandinavien, „der Werkstatt der Völker, dem Schoß der Nationen“ (nach Jordanes), kommen: in einem Stoß des vor- und frühgeschichtlichen Gesamtindogermanentums, in einem Stoß des geschichtlichen Einzelindogermanentums und in einem Stoß des mittelalterlichen und neuzeitlichen Indogermanentums. Diese Einteilung ist allerdings meiner Überzeugung nach nichts als ein lehrhafter Behelf. Wir tun besser daran und dringen in den Kern dieser ungewöhnlichen weltgeschichtlichen Hergänge tiefer ein, wenn wir sie als nicht abbrechenden Dauerausgriff betrachten. Durch mächtige Schübe — etwa seit dem 3. Jahrtausend v. Zw. — dringen die Indogermanen zunächst heran und ein in die Welt des Mittelmeers, als Italiker nach Italien, als Hellenen nach Griechenland, als Hethiter und Iranier in den Vorderen Orient, während die Germanen, allmählich Kelten nach Süden und Südwesten, Slawen nach Osten hin abdrängend, die Randgebiete des Bott-

nischen Meerbusens sowie Nord- und Mitteldeutschland erfüllen, als die Gruppe des Indogermanentums, die der Urheimat am nächsten und am treuesten geblieben ist. Ungefähr zur gleichen Zeit rücken die Indoarier auf mühsam langen Landwegen über Südrußland und dann sich gabelnd, nämlich über den Kaukasus und Südpersien oder am Kaspischen Meer vorbei, in ihren neuen Wohnsitzen am oberen Indus ein. Kaum sind diese Wanderungen, die auch noch das ganze erste Jahrtausend v. Zw. in Anspruch nehmen und ebenso durch die raumgreifenden Bewegungen anderer Indogermanen wie z. B. der ganz Mittelasien überflutenden Skythen bedeutsam werden, recht eigentlich abgeschlossen, als auch schon der erste Stoß wellenförmig in einen zweiten einmündet. Das heißt, die Indoarier erweitern ihre Landnahme von Nordwestindien fächerartig in die Stromlandschaften des Ganges und Brahmaputra hinein und schaffen sich damit ein breites Bett für ihre spätere Fortpflanzung sowohl nach Süd- wie nach Hinterindien. Von der Balkanhalbinsel aber her, die ihrerseits immer wieder zum geographischen Vergleich mit ähnlich verlaufenden Hergängen der Halbinsel Vorderindien verlockt, springen die Festland- und Inselgriechen seit rund 1400 bis etwa 600 v. Zw. ab und hinunter nach Kreta und Afrika, hinüber nach Jonien, Unteritalien, Südspanien und hinauf ans Schwarze Meer. Im Vorderen Orient hat sich inzwischen an Stelle der verschiedenen nichtindogermanischen Großstaaten die indogermanische Macht der Achämeniden gesetzt, deren inschriftliche Länderlisten allein schon ein überwältigendes Bild davon geben, wie weit des persischen Mannes Lanze gedungen ist. Stolz verkündet es der Großkönig Darius in seiner Inschrift von Hamadan: „dies [ist] das Reich, das ich [in Händen] halte, von den Skythen über Sogdien hinaus, von dort bis nach Äthiopien, vom Indus, von dort bis nach Sardis.“ Überall aber entstehen so Kolonialstaaten, was für die dingliche und geistige Gesittung der diese Kolonien beherrschenden Indogermanen von noch nicht abzuschätzender Bedeutung ist. Die von Alexander dem Großen gegründeten Städte haben dies genau so erfahren wie sein Reich. Eine Ausnahme davon machen während des zweiten Ausgriffstoßes Germanen und Slawen, die sich in ihren alteingesessenen Landschaften nur noch mehr festigen, und zunächst noch die

Römer, welche ihrerseits langsam, aber gründlich ganz Italien in ihre Hand nehmen, um von da zum Sprung anzusetzen auf alle Anrainergebiete des Mittelmeers und darüber hinaus auf Germanien. Im Imperium Romanum gipfelt dieser zweite einzelindogermanische Ausgriff, indes nur wenige Jahrhunderte lang. Denn vom Morgenland stoßen aus der nordostiranischen Steppe die freiheitliebenden Parther gegen dieses Imperium vor, von Norden die in vielen Kriegen durch die Römer, einen Germanicus, Drusus, Tiberius, nicht niedergehaltenen Germanen, und damit, an der Schwelle des Altertums zum frühen Mittelalter, flutet nun die dritte Ausgriffswelle über Europa so gut wie über Asien, über Nord- und Südamerika nicht minder als über Australien. Ich vermag die ungeheuer weitschichtige Entwicklung nur noch in Stichworten zu skizzieren. Die germanische Völkerwanderung ist solch ein Stichwort, die deutsche Ostkolonisation ein zweites, das Entdeckerszeitalter ein drittes, ein viertes die Normannen- und Wikingerfahrten, in deren rasch wechselndem Verlauf Nordleute in Polen und in Irland, in England und in Unteritalien, in der Normandie und in Antiochien, in Kiew, Byzanz und Paris auftauchen bis hinüber nach Grönland und Nordamerika oder hinunter bis ans Kaspische und Schwarze Meer. Aber die rastlose Tatenlust dieser Seefahrer wird nicht minder durch ihre Handelsplätze dargetan, etwa Birka und Haithabu in Schleswig-Holstein, wo die wirtschaftlichen Fäden ihrer weltweiten Unternehmungen zusammenschießen. Welch unübersehbares Feld aber tut sich erst auf, wenn wir uns der stilleren innereuropäischen Siedlungsfahrten unserer Landsleute, der Pfälzer, Schwaben, Moselfranken und Niedersachsen, gemahnt etwa durch Pontens Romane, erinnern! „Man hat durchaus mit Recht erklärt, daß die Germanisierung der Welt im 18. und 19. Jahrhundert die eigentliche Völkerwanderung der Germanen weit in den Schatten stellt“¹⁶⁾ und daß sie in Ehren neben der spanisch-portugiesischen Landnahme in Mittel- und Südamerika, neben der burischen Leistung in Südafrika und neben dem indoarischen Kulturertrag für die südostasiatische Inselwelt wie auch für Süd- und Ostafrika bestehen kann. Soviel in großen Linien! Ganz wie Kampf und Kultur ist aber auch indogermanischer Ausgriff noch in zahllosen sonstigen Urkunden indogermanischen Lebens

und Wesens fest verankert: im Argonautenzug der Sage, in der mythischen Landnahme, die, wie Axt-Wurf der Germanen, Schritte-Dreierheit Višņus oder mehrere schöne Textaussagen des iranischen Avesta, immer sonnenhaft ist. Der persische Miθra, der sich die Erde zum Rad und den Himmel zum Wagen machen will, erklimmt als erster die goldgeschmückten, schönen Höhen, von wo aus er den gesamten arischen Wohnsitz betrachtet, die tapfern Macht-haber, die die vielen Angriffe ordnen, die hohen, für das Vieh weide- und wasserreichen Berge, die tiefen Seen mit den weiten Wasserflächen, wo sich die schiffbaren, breiten Wasser mit Wogenschwalm tummeln hin zu Fels und Berg.¹⁷⁾ „Navigare necesse est, vivere non est necesse.“ Dies römische Wort lebt auf seine Weise in den Erkundungsfahrten der Flotte des Darius I. unter dem Kommando des Karers Skylax, lebt in Fahrt und Bericht des Pytheas von Massilia, des altenglischen Wulfstān, des Russen Afanassij Nikitin, des Münchener Johannes Schiltberger, der Alexander und Wilhelm Humboldt, der Pol-Entdecker, lebt in Gestalt und Tat der Fugger und Welser, des Großen Kurfürsten. Indo-germanischer Ausgriff ist weder schmarotzerhafte Ausbeute durch einen Einzelnen, wie wir es von Juden kennen, noch regellos zerflatternder Reiterausfall von Nomaden, wie ihn Hunnen, Awaren oder Mongolen zu Entscheidungszeiten abendländischen Werdens versucht haben, ohne die straffe, wachstumsgerechte, „staats- und kulturschaffende Kraft“¹⁸⁾ ihrer Gegner auch nur einmal ernstlich zu erreichen.

Wenn dies so war und immer so bleiben wird, dann ist dafür mit Fug, neben dem adelsbäuerlichen Ursprung indogermanischen Ausgriffs, als voll verantwortlich zu nennen der indogermanische Ordnungsgedanke, der sich stets stärker erwies als die bloße „Lust am Unterwerfen und Herrschen“.¹⁹⁾ Indogermanischer Ordnungsgedanke erwächst in einem höheren Sinne den kriegesischen Notwendigkeiten, die für uns wie für unsere Ahnen kein Zustand, sondern eine Voraussetzung menschlicher Gesittung sind. Indogermanische Ordnung wird gepflanzt, sie stammt nicht aus einem Endlichkeitsdrang, sondern bildet vielmehr die Ausruheebene zur Bewältigung immer neuer Unendlichkeit. Die Geschichte bestätigt, was die Natur vorausschuf. Als ums Jahr 862, so be-

richtet die russische Nestor-Chronik, die slawischen Stämme der nordischen Waräger Herr geworden waren und sie vertrieben hatten, da brachen unter den Siegern soviel Zwistigkeiten aus, „daß sie beschlossen, die ehemaligen Unterdrücker zurückzuholen. Sie sandten darum übers Meer zu dem Warägerstamm, der Ruß hieß: ‚Unser Land ist groß und reich, aber es fehlt ihm an Ordnung. Darum kommt ihr, um über uns als Fürsten zu herrschen‘“.²⁰⁾ Rurik folgt dem Ruf und sichert damals durch seinen Schritt Europa vor asiatischem Steppentum. Dieses Begebnis ist zwar nur für Waräger und Slawen bezeugt, aber es gilt sinnbildlich für ganz Indogermanien. Die von den Slawen erbetene Ordnung, es ist die gleiche Ordnung, die schon im 2. Jahrtausend v. Zw. der Ṛgveda heilig und ewig heißt, die Darius der Achämenide, gemäß seinem eigenen Wort, vollstreckt im Kampf gegen den lügnerischen Gaumāta, genau so wie der heutige Herrscher Irans, so dürfen wir hinzufügen, im Kampf gegen Nomaden und Rückständigkeit. Die Felstafeln des indoarischen Herrschers Aśoka sind Ordnungsquellen hohen Ranges wie das ungeschriebene arische Neungebot oder das römische Zwölf Tafelgesetz. Überhaupt bleibt das, was von Römern auf dem Gebiet der Rechts-Ordnung geleistet wurde, ewig denkwürdig und vorbildlich, ob es sich um Bündnis- oder Ämter-Ordnung, Provinz- und Staats-Ordnung oder eine umfassende Reichsreform, wie die des Augustus, handelt. Und gleichbleibend notwendig werden diese Ordnungen nach Kriegen gesetzt, wie Wilhelm des Eroberers Domesdaybook oder Karls des Großen Kapitularien. Schöpferische Zellen entstehen in der dem Ordnungsgedanken überaus verpflichteten mittelalterlichen Welt: der Beamtenstand der Normandie, der Deutsche Orden, dem Heinrich von Treitschke eine seiner glänzendsten Darstellungen gewidmet hat. Solon versucht im Athen des 6. Jahrhunderts v. Zw. Ähnliches wie ein Winrich von Kniprode im 14. Jahrhundert n. Zw. oder die namenlosen Brahmanen, die in Vorschrift und mündlicher Weisung das edle Blut des nachvedischen Ariers reinzuhalten und in Kasten zu bewahren suchen. Volkszählung des Augustus, Umsiedlung unserer Volksdeutschen, sie bedienen sich zum Teil der Straßen, die Römer und Nationalsozialisten gebaut haben, indem sie eine persische Leistung der Achämeniden ebenbürtig wieder aufnehmen.

Wieviel planende Geduld, wieviel sachliche Klarheit, wieviel sich selbst entäußernde Hingabe und wieviel schöpferischer Wille stecken in diesen Ordnungen, aber auch wieviel freiwillige Unterordnung unter das ewige Lebensgesetz letzter, göttlicher Wirklichkeit! Dieselbe Weltsicht — es ist die Heraklits, nicht die der Juden, denen alles Gesetz nur aus dem unbegreiflichen Vorhaben Jahwes, seiner Gunst und seinem Grimm ruckweise entfließt — spricht mit gleicher Wucht aus Ordnungen, die wir vielleicht als zu selbstverständlich ansehen, als daß sie eigener Erwähnung bedürften: so die großen Text-Ordnungen, die indogermanische Gelehrsamkeit in Alexandrien wie in Alt-Indoarien herstellte, die Schrift-Ordnungen, unter denen ich die der indoarischen, fälschlich „arabisch“ genannten Ziffern besonders hervorhebe, und so die Sprach-Ordnungen. Man vergleiche einmal die formal übersichtlich gegliederte, das Ganze wie die Teile zusammenfassende Aussage irgend eines Satzes irgend einer indogermanischen Sprache mit dem unübersichtlich gehäuften Ballast der Satzmitteilung irgend einer nicht-indogermanischen Mundart, etwa des Grönländischen, um staunend zu erkennen, um wieviel größer die Voraussetzungen zur logischen Aussage und damit zur ordnenden Erfassung der Wirklichkeit dort sind als hier. Und in den leiblich-natürlichen Ordnungsbezirken, der Ehe, der Körperpflege z. B., ist es nicht anders. Man veranschlage die Tatsache nicht gering, daß bei den Germanen Gebrauch der Seife, Lust an Baden und Waschen, kurzum das Bekenntnis zur Reinlichkeit früh und gut bezeugt ist. Der Vorrang des indogermanischen Abendlandes vor anderen Kulturlandschaften beruht auf diesem Allzumenschlichen nicht minder als auf seinem menschlich überwältigenden Reichtum an großen Ordnungsgestalten. Für mich persönlich liegt eine immer wieder beglückende Überzeugung darin, daß der Ruf der heutigen Welt nach Neuordnung deshalb mitgewährleistet ist, weil das Schicksal einen Mann gesandt hat, der auch in den kleinen und kleinsten Dingen des Alltags vorbildlich, d. h. führend ist.

Von diesem Schicksal wäre nun zu reden, doch muß ich mir versagen, all die Zeugnisse vor Ihnen auszubreiten, die indogermanischen *Amor fati* von Hellas bis Hölderlin, vom Schahnameh bis Schiller, von Nietzsche bis zum Nakš-i Rustäm eines Darius

des Großen, von Richard Wagner bis zum Rgveda erweisen. Vielmehr will ich mich darauf beschränken, Ihnen die Nachtseite dieses indogermanischen Schicksals zu enthüllen, die dunklen Fäden, an denen — mitten im sausenden Leben von Kampf und Kultur, Ausgriff und Ordnung — die Parzen und Nornen unheimlich geschäftig weben. Vier Zettel werden sichtbar, in die die Schicksalsfrauen ihren Einschlag werfen. Zunächst der Kampf gegen Gleichrassige, wobei es im wesentlichen sechs indogermanische Großvölker sind, die weltgeschichtliche Kämpfe, zum Teil im Dämmer der Frühgeschichte, miteinander auszufechten haben: Indoarier, Iranier, Germanen, Kelten, Griechen und Römer. Manche Namen in dieser Gruppe sind so gut wie nicht miteinander gepaart — zum Beispiel Indoarier und Germanen oder Indoarier und Kelten oder Iranier und Germanen, wenn wir vom Ostgotenreich Ermanarichs in der Nachbarschaft des Partherreichs absehen —, dafür fallen anderswo die Schläge umso dichter und in ihrer Notwendigkeit umso erschütternder: diese Schläge der vedischen Indoarier gegen die Iranier, der Griechen gegen die Perser, der Römer gegen die Kelten, der Parther gegen die Römer, der Römer gegen die Griechen, der Germanen gegen die Römer — man denke an den Zug der Cimbern und Teutonen, an Cäsar und Ariovist —, der Kelten gegen die Griechen (280 v. Zw.). Der Kelte Vercingetorix wird in Rom hingerichtet, zu Verden an der Aller Tausende heidnischer Niedersachsen, die sich dem Einiger Karl nicht beugen wollten, und das Verhältnis des achämenidischen Persien zu Griechenland erinnert in mehr als einem Bezug an das von Frankreich zu Deutschland. Aber nicht nur die indogermanischen Großvölker hadern miteinander, sondern auf dem Wege zur Macht kommt es auch innerhalb dieser Großvölker zu tragischen Bruderkämpfen. In drei Abschnitten des Peloponnesischen Krieges ringen Athen und Sparta wider einander, in mehreren Feldzügen Römer und Samniten, und erinnerungsreicher Schmerz bewegt uns, wenn wir die deutschen Söldnerregimenter, von deutschen Fürsten verschachert, im Ausland verbluten und deutsche Rheinbundvasallen Napoleons gegen Preußens und damit Deutschlands Aufstieg antreten sehen. Schillers „Kabale und Liebe“, der Film „Jud Süß“, unsere Anteilnahme an dem Leben eines Tassilo oder Widukind

sind Marksteine auf dem Wege zu einer neuen Sicht, die übrigens schon Bismarck durch seinen Friedensschluß 1866 anstrebte und die in so hohem Maße das Friedenswerk des Führers mitgestaltet. — In das vor uns aufgeschlagene Kapitel indogermanischer Schicksalhaftigkeit gehört weiter die Blutmischung mit Rassefremden bei der Landnahme. Der Rgveda schildert uns diese Nicht-Arier als plattnasig und schwarzhäutig, die Edda beschreibt das Volk nichtgermanischer Sklaven „mit runzeliger Haut, krummem Rücken, knotigen Fingern, breiten Fersen, ein Fratz das Gesicht“.²¹⁾ Der tödliche Haß gegen den Andersartigen ist hier wie dort nicht zu verkennen, und doch kommt es, früher oder später, in allen indogermanischen Landschaften, trotz allen Vorschriften und Verboten, zur Entartung. Indoarier werden zu Hindus, Griechen und Iranier verlieren weitgehend ihre nordische Prägung, und bei Italienern wie Deutschen hat nur die völkische Wiedergeburt in letzter Minute der schlimmsten Drohung Einhalt geboten. Daß solche Entartung aber oft nicht vermieden werden konnte, daran trug noch ein Drittes schuld: die den Indogermanen umgarnende Lockung der Südsehnsucht, das Gesetz fremder Landschaft, der verschlechternde Klimaeinfluß, dem namentlich das in Nordafrika versickerte Blut der Wandalen schweren Zoll gezahlt hat. Diesen dämonischen Mächten der Vernichtung gesellt sich schließlich die zwangsläufige Auflösung der uralten Odals-Verfassung zu, die, von Priestern und Engländern gewollt, in Indoarien wie in Germanien zu namenlosem Bauernelend führt. Gracchen-Aufstand, deutscher Bauernkrieg, der nicht zufällig ein Kampf ums alte Recht ist, und mannigfache Unruhen unter den völlig ausgesogenen indischen Kleinpächtern, der Hader zwischen Stadt und Dorf, der sich auch in Wortpaaren wie *urbanus: rusticus*, *höflich: Tölpel* äußert, sind Ausschnitte aus einer Schicksalstragik, die das nationalsozialistische Deutschland in seinem Erbhofgesetz zwar beschworen hat, die aber, aufs Ganze des Indogermanentums gesehen, den nordischen Rassebestandteil eben dieses Indogermanentums entsetzlich geschwächt hat. Ob dieses tiefste, über Einzelnen und ganzen Völkern wie ein Richtschwert schwebende Verhängnis, die Gegenauselese durch Bruderkampf und Rassengift, durch Klimaeinfluß und Bauerntod, mit einem Worte die Verzettlung leistungs-

fähigsten Menschengutes noch aufgehalten und abgeschlagen werden könne, darin seh' ich die Aufgabe des kommenden Jahrtausends.

Und diese Aufgabe marschieret, weil es nicht nur germanische — wie mancher irrig meint —, sondern in Grundlage und Ansatzpunkt indogermanische Eigenschaft ist, vor dem Schicksal sich nicht knechtseligstumpfsinnig zu demütigen, sondern alle leibseelischen Kräfte einzusetzen, um es zu klären, zu verstehen und damit zu bekämpfen. Gerade in rassisch bedrohten Räumen zeigt sich oft am kraftvollsten diese eigentümliche Begabung der Forscher, Künstler, Redner und Staatsmänner: der Forscher, die als Weltweise, als Geschichtsschreiber, als Ärzte, Baumeister und Erfinder das Schicksal erkennen und formen, der Künstler und Redner, die es künden, verklären und in rassisch empfundener Schönheit endgültig erhöhen, der Staatsmänner letztens, die das Schicksal meistern. Über all dem aber, über diesen Denk- und Tat-Ordnungen wölbt sich, unirdischirdisch, ein Reich der Schau, des Ausgriffs nach Innen. Es geht selbstverständlich über die Kräfte eines Einzelnen wie über die Möglichkeiten einer akademischen Stunde weit hinaus, die in diesem Ausgriff nach Innen geschehenen Werke auch nur aufzählen zu wollen. Sie sind, wenigstens in Stücken, jedem unter Ihnen so gegenwärtig, daß ich nur die Grundlinien aufzuzeigen brauche. Was zuvörderst die Wissenschaft anlangt, so hat sie aus besiegelndem Tiefblick, aus bestätigendem Versuch sowie der Brücke und Waage zwischen beiden, der vom „Eindeutigkeitswillen“²²⁾ geleiteten Nachprüfung, d. h. aus ihrem Gesamterlebnis und nicht minder aus ihrem immer wieder bewiesenen Opfermut, ein in Fragestellung, Verfahren und Ziel geordnetes, folgerichtig in sich zusammenhängendes Wesensgefüge von Erkenntnissen aufgebaut, das in Natur- und Kulturwissenschaft auf das Volk als höchste Erkenntnis abzielt. In ihren Trägern oft bis in feine und feinste Einzelheiten rassisch bestimmbar,²³⁾ hat die indogermanisch-abendländische Wissenschaft einen ungeheuren Ausgriff gewagt, so daß die gesamten Grundlagen unseres Kulturlebens davon durchdrungen sind. Spitzenleistungen in einzelnen Wissenszweigen — wie in der Vergleichenden indogermanischen Sprachforschung, in der Völker- und Rassenkunde, in der Erdkunde, Astronomie, Chemie, in Hoch-, Schiffs- und Flugzeugbau — und Erschließung

völlig neuer Wissensgebiete — wie der Soziologie, Psychologie, Volkskunde, Biologie, theoretischen Physik, Pädagogik, Geopolitik, Psychiatrie, Wehrwissenschaft — lassen nie vergessen, daß alle Einzelwissenschaften letzten Endes aus der Philosophie geboren sind und daß der Beitrag der Indoarier wie der Hellenen zu der Philosophie und jedem ihrer Teile aus der Wissenschaftsgeschichte nicht weggedacht werden kann. Derselbe Wesensbund bringt indogermanischen Ausgriff und indogermanische Erfahrung in des Wortes urtümlicher Bedeutung immer wieder lebenzeugend zusammen, angefangen bei dem kühnen Vorstoß der Upaniṣaden hin zu den fernsten Grenzen des Erkennbaren oder dem buddhistischen Weg-Erlebnis (*magga*), fortgesetzt in Platons Ideen und Kants Kategorien, bis hin zu dem wanderfrohen Theophrastus Paracelsus. „Den schmalen schnurgeraden, uralten Weg . . . , den habe ich aufgefunden. Auf diesem gehen die Weisen“²⁴) auf ihm gehen auch — so fügen wir der altindoarischen Aussage zu — die großen Forschungs- und Entdeckungsreisenden, die kühnen Bergsteiger und die Männer der unwälzenden technischen Erfindungen, der Töpferscheibe, des Rades und Wagens, der Dampfmaschine und der Elektrizität. — Was aber tun die Dichter, die Maler, die Musiker, die Bildhauer und die Redner? Sie vermählen Himmel und Erde zu einem Reich, sie schöpfen aus Märchen, Sagen und Liedern, sie belauschen sich und die Natur, sie beschwören das Unvergängliche, sie rücken das Unerhörte mitten hinein in unsere Gegenwart und sie vollenden Werke, die nirgends ihresgleichen haben. Es ist keine falsche Überheblichkeit, sondern nur dem schärfsten Bewußtsein für ausgeprägte Eigenständigkeit und einmalige Wertigkeit entsprungene Sicherheit, wenn wir feststellen, daß es schwer hält, bei Eskimos und Indianern einen Kālidāsa, Firdausi, Goethe, Dante oder Shakespeare aufzufinden, Musiker vom Gipfelrang eines Johann Sebastian Bach, Beethoven, Bruckner oder Richard Wagner bei Negern nachzuweisen und einen Michelangelo, Dürer, Rembrandt oder Phidias unter Juden aufzuspüren. Es gibt nur eine indogermanische Symphonie, eine indogermanische Tragödie, ein indogermanisches Epos. Nichtindogermanen haben, selbst wenn wir weit und duldsam blicken, ihrem inneren Reich der Schau solche Werke nicht abgetrotzt. Es genügt nämlich

durchaus nicht, zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen und zu wissen, daß zwei mal zwei vier ist. Selbst diese einfachen geistigen Tätigkeiten müssen von einem Stil geordnet, geformt und gelenkt sein, von einem freien, weltoffenen, wachstumsempfänglichen, kämpferischen Stil, einem Stil, der folgerichtig immerdar nach dem Ewigen trachtet, der Vergangenheit und Zukunft in einem sie dauernd bestätigenden Gegenwartsvorgang zusammenflieht. Diesen Stil besitzen — um nur zwei Rasseformen zum Vergleich heranzuziehen — weder der Neger noch der Jude: der Neger nicht, weil sein Gesittungsschatz trotz der tierhaft anmutenden Fülle merkwürdig verkrüppelt wirkt, der Jude nicht, weil dogmatisches Endlichkeitsbedürfnis, bußfertige Weltangst und vordergründige Händlerschläue nur Gebärden, aber keinen Stil liefern. Beiden Stilercheinungen mangelt, kurz gesagt, das Bekenntnis zum Gesunden, wobei ich unter „Gesund“ in diesem Zusammenhange die spannungsreiche Rastlosigkeit überpersönlichen und weltgeschichtlichen Maßes verstehe.

Tief sind die Wurzeln dieser Rastlosigkeit in indogermnisches Wesen eingesenkt, und ewig sind die Kräfte, aus denen sie sich nähren. „Das große Licht, das die Väter schenkten“²⁵⁾ ist eine solche Kraft, weil sie durch ihr Da-Sein unsere Ahnen immer wieder befähigt, die Finsternis zu überwinden. Deshalb ist auch der Machtbereich des Lichts so weit. Er spannt sich von dem „unvergänglichem, anfangslosen Lichttraum“²⁶⁾ des Awesta über die *ἀκτίς ἁελίου, κάλλιστον φῶος* und das schöne Sonnenlied des Mesomedes aus bis zum Licht-Erlebnis, dem Friedrich Nietzsche überall in seinem Werk glühende Worte geweiht hat. Im München unserer Gegenwart schafft ein einsamer Maler Bildnisse des urgewaltigen Lichts, die den erschütterten Beschauer unmittelbar an igtvedischen Mythos gemahnen. Das Licht, welches als Sonnenjahr zugleich die Zeit regelt, siegt aber nicht nur über das Dunkle, Dumpfe, es birgt in sich auch den Gegensatz zu Enge und Tod. Wiederum spricht es das älteste arische Denkmal als Wunsch aus: „Wo man in Freiheit wandelt, an der drei Himmel dreifachem Gewölbe, wo die glanzerfüllten Welten sind, dort mache mich unsterblich“²⁷⁾ Das Raum-Erlebnis wächst dergestalt dem Licht-Erlebnis als zweite Kraft zu, bestätigt durch die Unendlichkeit einer Bach-Fuge wie

durch manches faustische Urwort Goethes oder Nietzsches: „Alles glänzt mir neu und neuer, / Mittag schläft auf Raum und Zeit — / nur dein Auge — ungeheuer / blickt's mich an, Unendlichkeit.“²⁸⁾ Der in das unbestechliche Licht und den allerfüllenden Raum gespannte indogermanische Mensch findet in der Heimat, die schon Odysseus pries und deren begrifflichem Gehalt manch kluges Wort unserer Tage gilt,²⁹⁾ Einheit und kurze Rast. Aber indem er verweilt, bemächtigt sich seiner eine dritte Kraft, eine dritte Spannung, die der Kleinwelt zur Großwelt, wofür die Lehre des antiken Arztes Hippokrates, des deutschen Arztes Paracelsus, der Neo-Vitalismus des vor kurzem verstorbenen Hans Driesch und Goethes Sprache, etwa in Faust I/II mit ihrem Bund zwischen sinnenkraftiger, anheimelnder Anschaulichkeit und umfassend hintergründiger Geistgeladenheit, beredtes Zeugnis ablegen. Wir lockern zwar diese Spannung, indem in uns die großen Gedanken des urwüchsig Lebendigen und der jeglichen Zwiespalt umschließenden Einheit alles Geschaffenen aufleuchten — wie denn überhaupt, philosophiegeschichtlich gesprochen, das Frühindogermanentum unverkennbar dem „existentialen Positivismus“ huldigt, also die Wirklichkeit vergottet —, aber auch dies Verweilen ist trügerisch. Gegen die Tatsachen stehen die Ideen auf und behaupten im vereinfachten Sinnbild des Märchens wie in ausweglosen Werken eines Hegel, Kleist und Hebbel mit Macht ihren Vorrang. Dem Ich, dieser vielleicht kühnsten, härtesten und weitestreichenden Spannkraft der nordrassisch vorbestimmten Indogermanen³⁰⁾ geht es nicht anders. Es sucht urtümlicher Geborgenheit durch mannigfach verschlungene Gründe zu entfliehen und wird eingefangen von der noch weitergespannten Einheit des Volks, deren Auferstehung das Gesetz unserer Zeit ist. Spannung, wohin wir blicken! Deshalb die gewaltigen Entladungen in Menschen wie in Meinungen, deshalb diese einmaligen Ausdrucksformen der Rastlosigkeit im altindoarischen Samsāra- und Karman-Gedanken wie in den sich verzehrenden Helden, einem Ulrich von Hutten, einem Mozart, einem Bismarck, der von sich für alle es ausspricht: „In patriae serviendo consumer“, nicht „vivo“. Deshalb soviel Trübung, Unrast und Überspanntheit, soviel nutzloses Vergeuden bei Alexander und Napoleon, Karl XII. und Nietzsche, in den Kreuzzügen und Reis-

läufen, in den blutdampfenden Massenschlächtereien Sullas, des Dreißigjährigen Kriegs oder der Französischen und Bolschewistischen Revolution. Aus diesem schlimm verzauberten Zirkel heraus findet Morgenstern — und ähnlich, nur ungestümer Kurt Eggers³¹⁾ — seine Verse: „Wirf dich weg! Sonst bist du nicht / meiner Art und meines Blutes. / Wehe, wachst du zagen Mutes / über deinem Lebenslicht, / dessen Flamme gar nichts wert, / wenn sie nicht ihr Wachs verzehrt. // Brenne durstig himmelan! / Brenne stumm hinab! Doch — brenne! / Daß dein Los von dem dich trenne, / der sich nicht verschwenden — kann. / Laß ihm seine Angst und Not! / Du verstehe nur den — Tod.“ Ja, es ist tatsächlich so: „auch in der nordisch beherrschten Welt schleichen Tod und Teufel neben dem Ritter einher und zwingen ihn, wenn seine Wachheit ein schläft“³²⁾ — Und wieder klopft schicksalsträchtige Tragik an das hohe, feste Haus des Indogermanentums. Nur daß es diesmal weder einen bequemen, gemächlichen Ausgleich noch auch entschlossene Rettung vor dieser Tragik gibt. Denn diese Unrast inmitten der Rastlosigkeit, diese Überspanntheit inmitten der Spannung etwa durch rassische Schutzmaßnahmen ausmerzen wollen, wäre, abgesehen von der Langwierigkeit solcher Bemühungen, sicherer Tod. Dies hieße, den Grund hinwegziehen und die Wände brechen, in denen wir behaust sind und ins Licht schauen. So hilft und bleibt nur Eines: männliches Bekenntnis zu dem So-Sein und heldenhaftes Unerschütterstehen, getreu dem Spruch: „si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae“ (Horaz). Das Ausharren aber, das Dem-Schicksal-ins-Auge-blicken, es wird uns erleichtert durch die unterirdische Kraft des rassisch geleiteten Dauerbewußtseins, das mündlich, bäuerlich, gedächtniskräftig sich allerorts bekundet: als Smṛti und Śruti im Gesamt-Indoarischen, als Überlieferung in der Geschichte — jüngstens hell erstrahlend in der Staatswerdung Kroatiens —, im Glauben als Ahnenverehrung, und immer neu erweisbar durch Erbverwandtschaft und Vergleich. In einer Kirche Dänemarks galt bis vor wenig Jahren der Brauch, daß die Männer beim Altargang an einer ganz bestimmten Stelle stehen blieben und nach einer gewissen Seite der Kirche hin sich neigten. Niemand wußte um den Grund dieses Grußes. Bis man, der Sache nachspürend, die Wand bearbeitete, die gegrüßt wurde, und eine

Lage Kalk von ihr entfernte. Da kam ein frommes Bild zum Vorschein. Offenbar hatte der Gruß der Männer diesem Bild gegolten, das, wie Forschungen ergaben, noch vor der Reformation hergestellt worden war. Der Brauch, sich davor zu verneigen, war geblieben, obwohl er scheinbar, angesichts der übertünchten Wand, seinen Sinn verloren hatte.³³⁾ Diese Dauerüberlieferung, die sich im vor genannten Falle zufällig christlichen Stoffes bemächtigt, aber in weit schlagenderen Beispielen aus der altgermanischen Vergangenheit bezeugt ist, durchwirkt unser ganzes Leben wie einen bunten Teppich in Sprache und Sitte, Glaube und Recht, in Dichtung und Schrifttum, Wirtschaft und Handwerk. Sie ist die wahre „Erhebung wider die moderne Welt“³⁴⁾ und verkündet als tiefsten Sinn unserer Geschichte und all ihrer Bewegungen: Namen sind Schall und Rauch, Hergänge Hüllen. Es kommt nicht auf fragwürdigen Fortschritt an — Fortschritt wohin? —, sondern auf wesenskräftige Entfaltung eines ewig Gleichen, ewig Lebendigen. Dieses Dauerbewußtsein heißt auch „Treue“, Treue zum Führer, Treue zum Volke, Treue zu sich selbst. In eben der Form ist es z. B. Grundlage der Schutzstaffeln der NSDAP., aber es spricht nicht weniger eindrucksvoll aus der Weltanschauung Platons, der in ähnlicher Weise wie die indoarischen Upanishaden oder Zarathustra oder Zarathustras deutscher Bruder, Nietzsche, die Wiederkehr des Helden kühn behauptet und die Erweckung angeborener Gaben fordert. Ewige Wiederkehr, dauernde Entfaltung des Ewigen, sie enträtseln Hölderlins Wort: „Was wir sind, ist nichts, was wir suchen, ist alles.“ Kampf und Kultur, Ausgriff und Ordnung, Schicksal und Schau, sie münden wie von selbst in diese spannungsreiche Rastlosigkeit überpersönlichen, weltgeschichtlichen Maßes, die den von ihr bewegten indogermanischen Menschen zwingt, Ball und Kreisel zu sein, wenn er nicht verworfen und verschoben sein will. In Friedrich Schillers Dramen und Gedichten steckt viel von diesem hochfliegenden oder unaufhörlich sich in das Dasein bohrenden Menschentum, das geborgen sein und doch darüber hinaus will, seine Erfüllung aber erlebt im Reich.

Was heißt das? Die Frage wiegt schwer, schwerer als vieles Andere, weil um den unvergänglich blühenden Zauber des Kluges

und Namens „Reich“ von je ein seltsames Geheimnis gewaltet hat. Wir tasten uns in dieses Geheimnis ein, indem wir der Frage Rede und Antwort stehen. „Reich“ erscheint zunächst auf der verfassungsmäßig-rechtlichen Ebene genau als das, was Rastlosigkeit im Rein-Menschlichen ist, als ewige Herberge für all das Leben aus Kampf und Kultur, Ausgriff und Ordnung, Schicksal und Schau. Reich ist überhaupt die Schau des Staatsmannes — man denke an die Planung Großgriechenlands bei Platon —, nie ausschließlich Macht — sondern stets auch Lebensraum, Raum eines einheitlichen Glaubens wie einer einheitlichen Weltsicht zudem. In diesem Sinne haben Ägypter und Akkader, Chinesen und Araber trotz allen Anläufen nie ein Reich besessen, die einen, weil sie, obwohl Bauern, nicht ausgriffen wie die Indogermanen, die anderen, weil sich auf Nomadentum, obwohl der Islam als Motor es antrieb, für die Dauer kein Reich gründen läßt. Aber es ist nicht nur dies, was indogermanisches Reich von jenen Reichsversuchen scheidet. Der indogermanische Reichsgedanke tritt insbesondere auch spät hervor, später als jene nicht-indogermanischen Großstaaten des Altertums, die wohl von ihm erst überwältigt werden können, als er sich völlig gebildet und gefestigt hat; und allem Augenschein nach tritt er zumal mühsam hervor, ohne die großen Stromtäler des Nil, Euphrat, Tigris, Indus und Hoangho, ohne steinzeitliche Stadtkultur, ohne die Begünstigung durch Handel und Wirtschaft, kurzum ohne alle bequeme Sicherung des gewöhnlichen Lebens, dafür jedoch still gemehrt und unablässig erneuert durch Sinnbilder und Seinskräfte, durch Reichssehnsucht und Reichsdichter, durch Reichstiere und Reichsstifter, wovon ich andernorts bereits gesprochen habe.³⁵⁾ So wird das Reich recht eigentlich sichtbar, vermutlich lange ehe es einen Raum sein eigen nennt. Als es dann aber zu den ersten Gestaltwerdungen schreitet, da sind seine Schöpfungen groß wie nie zuvor: die Reiche der Achämeniden, der Augustus und Trajan, der Aśoka und Harṣa, das Heilige Römische Reich deutscher Nation und schließlich, in dem Versuche Hermanns des Cheruskers schon vorweggenommen, das Großdeutsche Reich unserer Zeit, das Adolf Hitler baut in Kraft und Herrlichkeit. Mitten in der ungeheueren weltgeschichtlichen Bewegung, die in Gestalt dieser Reiche vom Morgenland

über das Mittelmeer zum Abendland her anrollt und ihren unverkennbaren Schwerpunkt im Indogermanentum und darüber hinaus in der Nordmenschheit hat, wirkt dies Reich des Führers neben den zerbrechenden Großraumballungen Englands und Rußlands wie eine Verkündigung und ein Bekenntnis. Wie die Verkündigung eines anbrechenden Mittelalters, das nunmehr nach jütländischer Kindheit und den Wanderungen gärender Jünglingsjahre, Vergangenheit und Zukunft ergreifend, sich mit der festen Sicherheit des Mannes anschickt, das zu erwerben, was es von den Vätern erbt. Und damit auch wie ein Bekenntnis, das ist ein indogermanisches Bekenntnis, ein Bekenntnis immer und überall zum Gesunden in jeder Form. Ein Bekenntnis zu den Kräften, die in einem auslesenden Daseinskampf unerhörter Härte, in den von mir gezeichneten lebensschaffenden und lebenverbürgenden Spannungen „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ aus der nordischen Rasse herausgezüchtet wurden,³⁶⁾ ein Bekenntnis zu Mut und Tat, zu Opferbereitschaft und Pflichterfüllung, zu rassischem Glück und Stolz, zu Zielstrebigkeit und Klarheit, zu Wahrheit und Sauberkeit, zu Recht und Maß, zu heldischem Vorbild und weltfroher Heiterkeit, zu Vaterlandsliebe und sachlichem Denken, zu all den gütigen Mächten der Seele und des Gemüts, kurzum zu den unvergleichlichen Meistern und Führern, deren unerfaßlicher Reichtum in allen Bereichen des Lebens keiner Rasse so geschenkt ward wie gerade der nordischindogermanischen. Immer wieder hat indogermanisches Menschentum dieses Bekenntnis zum Gesunden, diese Absage an jedwedes Ungesunde ausgesprochen. Wie ringt es sich in seiner erschütternden Freiwilligkeit heraus bei Darius dem Großen oder Nietzsche, Goethe oder den Normannenfürsten, wie spricht es zu uns in seinen unvergänglichen Sinnzeichen, Baum und Adler, Sonne und Hakenkreuz! Wahrlich, angesichts solchen Bekenntnisses müssen alle geheimen Afterlehren, die der Deutsche glücklicherweise nur unter Fremdworten kennt, zerstieben: verworrene Anthroposophie, abseitige Historionomie und jener blutleere Historizismus, der mit Natur und Geschichte selbstgefällig spielt, als ob Geschichte eine öffentliche Verleihanstalt und Natur ein Schlaraffenbrot wäre. Gewiß leben auch andere Völker und Rassen in Kampf und Kultur, in Ausgriff und

Ordnung und über all dem im Schicksal, nordisches Indo-germanentum aber hat diese Daseinsmächte in einem nur ihm eigenen adelsbäuerlichen Ausgriff, in einer nur ihm eigenen rastlosen Seelenschau schöpferisch durchdrungen und besiegelt im Reich.

Wenn ich zum Schluß nach altem Brauch Ihnen, meine Damen und Herren, noch sprechen soll von Universität und Wissenschaft und dem unmittelbar mir nunmehr naheliegenden Pflichtenkreis, so kann dies, meiner Überzeugung nach, nur im eben entworfenen Rahmen geschehen, ohne gefühlvollen Seitenblick auf verschollene Bildungslandschaften, die etwa noch Nietzsche als „die Heimat aller Farbentöpfe“³⁷⁾ verlacht hat, wohl aber im festen Glauben an unsere deutsche Universität, die Bernhard Rust in seiner Rede zur 125-Jahr-Feier der Technischen Hochschule Wien am 6. November 1940 mit Nachdruck den „vornehmsten und sichtbarsten Träger [des] Reichsgedankens“ genannt hat.³⁸⁾ In diesem Sinne ließe sich erwägen, etwa davon zu sprechen, wie unsere deutsche Universität wesentlich stärker denn bisher als indogermanische Forschungsstätte höchsten Ranges ausgebaut werden könnte, wie dieser Universität, ganz dem Gesetze der Entwicklung folgend, nicht mehr das humanistische Gymnasium der Renaissance und Romantik, sondern das indogermanistische Gymnasium des völkischen Nationalsozialismus voranzugehen hätte und wie auf diese Weise Pläne verwirklicht werden würden, die schon einmal, nach dem unseligen Ausgang des letzten Weltkrieges, im Vorschlag einer sogenannten „Humanistischen Fakultät“ Gestalt gewonnen hatten.³⁹⁾ Kein Zweifel, daß eine derartige Neuformung vorbildlich sein müßte für alle Universitäten rings um uns, insonderheit die unsrer artverwandten Nachbarn. Trotzdem versage ich es mir, auf diesen Gedanken einzugehen, in der weiteren Überzeugung, daß der Worte, d. h. der Programme zur Hochschulneugestaltung, wirklich genug gewechselt sind. So lautet das wohlerwogene Urteil aller Einsichtigen,⁴⁰⁾ die mit Recht darauf hinweisen, daß solche Programme überdies nur von Fachleuten entworfen werden dürften. Die deutsche Universität soll vor allen Dingen arbeiten, arbeiten allerdings, befreit von Zuständigkeitsverkrampfung und jeder Eifersucht der Macht. „Denn das Entscheidende bleibt die eigene An-

ziehungskraft, die eine zielklare, ihres Wertes und ihres Weges sich selbst bewußte, ihrer Geschlossenheit sichere Institution auszuüben vermag“ (Bernhard Rust).⁴¹⁾ Dabei bildet die Einheit zwischen Forschung und Lehre sowie zwischen Lehrenden und Lernenden eine unzerstörbare Urzelle des akademischen Lebens,⁴²⁾ die ebensowenig angetastet werden kann wie die Tatsache, daß über Volks- und Mittelschule jederzeit ein höchstes Wissen vermittelnde Einheit stehen muß, eben die deutsche Hochschule in ihrer mannigfaltigen Gestalt. Lassen Sie mich von dieser klargegründeten Ordnung her, meine Damen und Herren, mitten im Krieg kurz noch hinblicken, als auf einen Ausschnitt, auf den Grund, auf die Gefahr und auf die Aufgabe deutscher Wissenschaft nach dem Kriege. Schärfer und überzeugender als vor und jetzt im Kriege wird nach dem siegreichen Kriege die Einheit der Wissenschaft, die man nicht unnötig in Frage stellen sollte, sichtbar und wirksam sein, nicht nur in der freiwaltenden „Eigengesetzlichkeit ihres Verfahrens“,⁴³⁾ d. h. ihrer unabdingbaren Entscheidungen über „Wahr“ und „Falsch“, sondern vor allem in der keineswegs zwangsläufig, sondern ganz von selbst rassistisch eindeutig gewordenen Ausprägung aller Forschenden und alles Erforschbaren. In dem Maß, wie dieser einheitliche Blutgrund durch Schutz- und Abschirmmaßnahmen immer einheitlicher wird, rückt auch zusehends wuchtiger in den Vordergrund die vereinheitlichende Gesamtaufgabe der Wissenschaft, nämlich für das Lebensziel des nationalsozialistisch-großdeutschen Reiches während des kommenden Jahrtausends mit zu sorgen. Daß insofern die deutsche Wissenschaft dann eine Zweckwissenschaft, freilich im höchsten Sinne ist, halte ich für keine Gefahr, falls die anderen Gefahren, die in Form von Nachwuchssorgen und Leistungssenkung den Lehrenden wie den Lernenden drohen, rechtzeitig und wirksam vermieden werden. Im Schutze deutscher Wehrkraft und Wirtschaft rüste deutsche Wissenschaft sich, erneut *praeceptor Europae* zu sein und all die Fragen zu bemeistern, welche eine einzigartige Zukunft ihr sozusagen als Reichsaufgabe stellt. Naturwissenschaft und Technik werden ein Einsatzfeld erhalten, das noch gewaltiger sein wird als die Vierjahrespläne; die Rechts- und Staatswissenschaft helfe mit an der „bewußtseinsmäßigen Gestaltung“⁴⁴⁾ eben

dieses Reiches; die Kulturwissenschaft arbeite daran, vornehmlich durch das große Mittel des Vergleichs, das ein Franz Bopp, ein Jakob Grimm, ein Wilhelm von Humboldt sie gelehrt haben, auf allen Einzelgebieten der Sprache, der Kunst, des Rechtes die alle nordisch-indogermanischen Völker verbindenden Gemeinsamkeiten zu erkennen, zu werten und dem unschätzbaren Besitz des ältesten, des arischen Indogermanentums immer fruchtbareren Anspruch zu verschaffen. Insbesondere aber befreie sich nationalsozialistische Wissenschaft von jedem fremdvölkischen Ballast, der sie nur hindert, aufzusteigen zu den Hochzielen: der Neuschöpfung einer nordischen Herrenschaft, einer indogermanischen Gemeinschaft, einer Zukunft, die auf ihr Banner nicht „Kapital und Krieg“, sondern „Kinder und Kultur“ geschrieben hat. Wenn deutsche Universität und deutsche Wissenschaft in strenger, stolzer Zucht, in der Erkenntnis, „Viel von sich verlangt zu sehen“, ⁴⁵⁾ solches Werk wirkt, dann gehorcht und befiehlt sie den gleichen Gesetzen wie in vorausgegangenen Jahrhunderten, dann wird dereinst ihr der „unvergängliche Ruhm“ des Veda oder Homers zufallen, daß auch sie in ihrem Raume vollzog „Indogermanisches Bekenntnis“.

Anmerkungen

- 1) Ich verweise auf das jüngst herausgekommene Buch „Deutsche Gestalter und Ordner im Osten“. In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von ~~H~~Hauptsturmführer Dr. Kurt Lück, Posen (Leipzig, S. Hirzel, 1941).
- 2) Worte Friedrich Schillers.
- 3) Formulierungen Friedrich Kayßlers in „Münchener Neueste Nachrichten“ Nr. 126, 6. Mai 1941, S. 3, Sp. 1 und 4.
- 4) Nationalsozialistische Monatshefte Heft 134, Mai 1941, S. 387.
- 5) Ich danke dem Oberkommando der Kriegsmarine und den Münchener Doktoren F. Blendinger, H. Eckert und H. Siegert, die sich alle freundlichst um die Klärung dieses im wissenschaftlichen Schrifttum meist falsch dargestellten Sachverhaltes bemüht haben.
- 6) R̥gveda X 48, 6.
- 7) Vergleiche seine Schilderung bei Hans Weirich, Germanische Staatsbildung außerhalb Deutschlands (= Mitt. des Universitätsbundes Marburg a. d. Lahn, 21. Jahrg., 1941, Heft 1, S. 13 unten und f.).
- 8) Ich verdanke diesen Hinweis meinem Kameraden F. Dirlmeier.
- 9) Sieben gegen Theben 592 f.
- 10) Hierüber neuerdings J. Gonda, Mnemosyne. III. Reihe, Band 9, 1940, S. 112 ff.
- 11) III 4, 24/25, 30, 32. Selbst die im Vidēvdāt verhängten Bußen und Strafen deuten auf Ackerbau, z. B. XVIII 73 ff.
- 12) Etwa an Hand der Schilderung, die Walther Flaig unter dem Titel „Nomaden der Berge. Vom Leben und Schaffen der Alpenbauern in Vorarlberg“ in der Zeitschrift „Schwaben“, Jahrg. 1941, S. 285—297 gegeben hat.
- 13) Man findet sie in überzeugendem Reichtum bei R. Walther Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse (München, Lehmanns Verlag, 1935⁶⁾).
- 14) Der Schulungsbrief. Das zentrale Monatsblatt der NSDAP. und DAF., Berlin, V. Jahrg., 10. Folge, 1938, S. 329. Man erinnert sich des ergreifend ähnlichen Satzes, den der Vizemeister des Deutschen Ordens 1261 an Lübeck schrieb: „Durch das Blut eurer Väter, Brüder, Söhne und Freunde ist dieses Land wie ein erlesener Garten vielfach benetzt worden.“

- 15) Vergleiche R. Much, Die Germania des Tacitus (Heidelberg, C. Winter, 1937), S. 200 f.
- 16) Darré a. a. O. S. 76.
- 17) Nach Yäst XIX 43 und Yäst X 13/14.
- 18) Hans Heinrich Schaeder, Litterae Orientales 82, 1941, S. 5.
- 19) Schaeder a. a. O. S. 1.
- 20) Weirich a. a. O. S. 16.
- 21) Stelle bei J. Frost, Das norwegische Bauernrecht, Odels- und Aasätesrecht (Jena, Gustav Fischer, 1938), S. 16f.
- 22) Ausdruck B. Thürings in „Die Bewegung“ vom 27. Mai 1941, S. 7.
- 23) Ich verweise z. B. auf die Ausführungen über „Rasse und Mathematik“ in „Hochschulkorrespondenz. Wissenschaftlicher Pressedienst“ Nr. 132, 9. Juni 1941, S. 1f.
- 24) Stelle bei K. F. Geldner, Vedismus und Brahmanismus (Tübingen, Paul Siebeck, 1928), S. 129.
- 25) Ṛgveda X 107, 1.
- 26) Śih rōčak II 30, 1.
- 27) Ṛgveda IX 113, 9 in der Übersetzung Alfred Hillebrandts, Lieder des Ṛgveda (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1913), S. 37.
- 28) Friedrich Nietzsche, Gedichte und Sprüche (Leipzig, Alfred Kröner, 1916), S. 106.
- 29) Ich nenne z. B. Paul Bommersheim, Mensch und Heimat (Leipzig, Felix Meiner, 1938); derselbe, Von der Einheit der Wirklichkeit in der Heimat. Untersuchungen zur Philosophie der Länderkunde (Erfurt, Kurt Stenger, 1940).
- 30) Hierüber Fritz Taeger in „Deutschlands Erneuerung“ Jahrg. 1941, S. 310.
- 31) „Abschied ins Leben“: Zeitgeschichte (Alpenländischer Volksverlag. Wien. Leipzig) 7. Jahrg., 4. Heft, 1941, S. 14.
- 32) Taeger a. a. O. S. 311.
- 33) Vergleiche Max Schumann, Volksgedächtnis und Überlieferung, in der Zeitschrift „Germanien“ Mai 1941, S. 187—193; dort auch noch andere treffende Beispiele.
- 34) Buchtitel eines Werkes von Baron Julius Evola (Stuttgart/Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1935).
- 35) In meiner Reichsgründungsfestrede vom 2. Februar 1937 „Das Reich. Gedanke und Wirklichkeit bei den alten Ariern“. Ich verweise zusätzlich auf Edmund Mudrak, Der Gründer und Beherrscher des Reiches in sagenhafter Überlieferung, in der Zeitschrift „Nationalsozialistische Monatshefte“ Heft 133, April 1941, S. 309—322.
- 36) Vergleiche Hans F. K. Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen (München, Lehmanns Verlag, 1935), S. 52 f.

- ³⁷⁾ Also sprach Zarathustra (Leipzig, Alfred Kröner, ohne Jahr), S. 174.
- ³⁸⁾ „Reichsuniversität und Wissenschaft“ (Berlin 1940), S. 8.
- ³⁹⁾ Vergleiche J. D. Achelis in „Die Bewegung“ vom 27. Mai 1941, S. 1.
- ⁴⁰⁾ Bernhard Rust a. a. O. S. 10f.; Fritz Kubach in „Die Bewegung“ vom 27. Mai 1941, S. 11.
- ⁴¹⁾ a. a. O. S. 15.
- ⁴²⁾ So auch Paul Ritterbusch in „Kieler Blätter“ Jahrg. 1941, S. 11.
- ⁴³⁾ Bernhard Rust a. a. O. S. 5 unten.
- ⁴⁴⁾ Worte Paul Ritterbuschs a. a. O. S. 6.
- ⁴⁵⁾ Worte Nietzsches a. a. O. S. III.
-



